

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Braker Anzeiger. 1863-1866
1865**

20.5.1865 (No. 40)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-922239](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-922239)

Braker Anzeiger.

N^o. 40.

Sonnabend, den 20. Mai.

1865.

Dieses Blatt erscheint wöchentlich zweimal, Mittwochs und Sonnabends. Preis pro Quartal 7½ Groschen. Inserate finden Dienstag resp. Freitag bis 4 Uhr Nachmittags Aufnahme. — Die gespaltene Petitzeile kostet 1 Groschen.

Das Nachtlager von Granada.

Novelle von Fr. Albrecht.

(Fortsetzung.)

„Aus diesem Gedicht erfuhr ich erst, daß die Zerrissenheit, die in Leonhards letztem Brief an mich sich ausdrückte, ihren Grund in einer Liebe habe, die keinen Trost, keine Hoffnung sah. Ein Abschreiben verrieth den Namen Marie. Er beklagt, daß er diese Marie einem Andern geben müsse. Sie sind demnach also verlobt?“

Marie antwortete erröthend:

„Ich war es — ich bin es nicht mehr.“

„O mein Gott!“ jubelte Groch laut auf, „Sie sind es nicht mehr? Mir ist, wie wenn ein Abgrund, der tief und unüberschneidbar zwischen mir und Ihnen lag, mit diesem Wort verschwände. Ich bin gewiß ein Thor, daß ich so voreilig mich freue. O Marie, ich liebe Sie, und wäre namenlos glücklich, wenn es mir gelänge, auch Ihre Liebe mir zu erringen. Marie, wollen Sie mein Weib werden?“

Marie war über den Ungeßüm seiner Rede überrascht, Purpur färbte ihre Wangen, ihre Augen glänzten, ihr Busen wogte. Sie rang nach Fassung.

Endlich sprach sie mit leiser Stimme:

„Lassen Sie mir Zeit. Ich will Ihnen schreiben. Uebermorgen, vielleicht morgen schon sollen Sie die Antwort haben.“

Groch erschrak.

„Marie, ich weiß es, wie sie lautet. Nur was zu sagen und zu hören schmerzt, das vertraut das Herz statt der Lippe, lieber dem Papier an.“

„Nur nicht voreilig verzagen! Leben Sie wohl!“

Mit diesen Worten schied Marie, Groch entfernte sich traurig und verstimmt. Die Hoffnungen, die er auf diesen Morgen gesetzt hatte, waren fehlgeschlagen.

Hätte er nur sehen können, wie Marie auf ihr Zimmer eilte, sich einschloß und das Gesicht in die Hände legte und weinte — aber vor lauter Glück und Seligkeit; hätte er gewußt, mit wie schwärmerischer Gluth sie ihn liebte, wie ihre Schwermüdigkeit ihm gegenüber die glühendste Leidenschaft verbarg — er wäre nicht so verstimmt, so niedergeschlagen heimgegangen.

Es war ein Glück für Groch, daß er in Oberrodun zum Grubeln und Kopfhängen gar keine Zeit fand.

Die Jäger kamen mit Beute beladen, aber auch sehr hungrig und durstig wieder heim.

Da gab's eine fröhliche Tafel.

Groch konnte nichts weniger leiden, als vor Andern Augen den Kräftigen zu spielen. Er war auch Manns genug, seine Stimmung beherrschen zu können. Zuletzt ergriff auch ihn der Frohsinn der Gesellschaft und herzlich lachte auch er über so manchen Anekdote, die von den Herren zum Besten gegeben wurde. Das Reich der Jagdgeschichten ist ja ein unermessliches.

Nach der Tafel ward wieder ein Spielchen gemacht. So verging die Zeit, bis Mitternacht herannahte und die Gäste verschwanden.

Der folgende Tag ward zu Wüsten in der Nachbarschaft verwendet. Es verging darüber der Vor- und Nachmittag.

Groch sehnte sich nach Hause, wo vielleicht Mariens Brief schon seiner wartete.

Sie kamen heim — es war noch kein Brief da. Er mußte noch die Nacht sich gedulden.

Auch der andere Tag verging — noch immer kam der Brief nicht. Groch befand sich in der größten Spannung.

Von seinem Fenster konnte er nach dem Wege sehen, auf welchem der Bote kommen mußte. Er setzte sich hin und las in

einem Buche, doch seine Gedanken wußten nichts von dem Gelesenen und seine Augen schweiften über das Buch nach dem Wege. Zweimal hatte er sich getäuscht — er sah kommen, doch der Bote war es nicht. Endlich — es fing bereits an, Abend zu werden — kam wieder des Weges ein Mann, in welchem er durch sein Fernrohr Franz erkannte.

Groch eilte ihm entgegen und empfing ein Paquet von ihm.

Franz süßte sich wieder ganz gesund. Groch sprach seine Freude darüber aus und entließ ihn unter herzlichsten Grüßen an seine Herrschaft.

In demselben Augenblick kam ein Diener, um ihn zum Thee zu rufen. Hastig öffnete er das Paquet — ein offenes Blatt, ein versegelter Brief und ein Buch in Quartform fielen aus der Papierumhüllung.

Auf dem offenen Blatte standen die wenigen Worte:

„Lesen Sie zuerst das Buch und dann erst meinen Brief. Ich bitte Sie darum!“

Er schlug das Buch auf — er erkannte Leonhards Schrift — es war sein Tagebuch.

Sorgsam verschloß er Alles in den Secretär und begab sich zum Thee.

Wie langsam vergingen ihm die Stunden. Er konnte kaum die Zeit erwarten, wo er schließlich Weise sich auf sein Zimmer zurückziehen dürfte.

Endlich war er allein. Anfangs blätterte er im Buche bald hier bald dort. Es enthielt Herzensergüsse in Prosa und in Versen, begonnen mit Wolters Einzug in Oberrodun und fortgesetzt bis an den letzten Tag seines Lebens. Es war ohne Zweifel dasselbe Buch, von dem seine Wirthsleute in Moosbach gesprochen hatten, das fortgekommen war — man wußte nicht wohin.

Die Aufzeichnungen waren ziemlich unregelmäßig geschrieben. Bald überspringen sie ganze Monate, bald häufen sie sich — namentlich gegen das Ende.

Groch's Seele war tief bewegt, als er von vorn zu lesen begann:

Oberrodun, den 20. Mai 1834.

Wo bin ich denn? Wie ist mir denn? Ich komme mir vor wie der Gimpel, der sich in den Käfig locken ließ und nicht mehr hinauskam. Ein schöner Beruf, Lehrer zu sein — ich streite es nicht. Doch dazu gehört Tüchtigkeit. Hab' ich sie? Woher soll' ich sie haben? Wo Uebung fehlt, da fehlt Geschick, und wo das — Lust. Der simpelpste Schulmeister wäre hier besser am Platze, als ich. Der Studirte versteht nicht mit der kleinen Münze des Elementarunterrichts umzugehen. Und doch gibt man ihm lieber das Dreifache, denn er ist die stattlichere Arabeske zum Ausputz des adligen Hauses. Ich wollte, mein Schüler wär ein Schneidersohn. Ich würde mit mehr Sicherheit und Freiheit mich zu benehmen wissen. Bei seinen Eltern — sie mögen noch zu den Besten von Theresgleichen gehören — fängt erst mit dem Edelmann oder Officier der eigentliche Mensch an. Diese Art lebt auf einem Stangengerüst sich in allerlei Formen ab, um nur separirt vom Volke auf dasselbe von Oben herabsehen zu können. Den unentbehrlichen Eindringling umlauern sie mit polizeulichem Argwohn. Dabei beleidigt mich die Nachsicht, die sie mit mir Tölpel haben. In der That ist mir der kleine Knabe, den ich unterrichten soll, so voraus, daß ich daran verzweifle, je ein solches Compliment fertig zu bringen, wie es ihm geläufig ist. Ich fühle mich recht einsam hier unter diesen Menschen. Wem klag' ich meine Noth? Etwas der Mutter? Sie trägt des Leides genug und steht ein Glück drin, mich versorgt zu wissen. Dem Vater hat es das Leben gekostet, daß seine Annette die Rücksicht auf ihn und auf eine ehrenhafte Versorgung mißachtete, die Gustav ihr verschafft haben würde. O mein Gustav! Auch Du bist als Edelmann geboren. O wären sie Alle wie Du! Wie bist



Du so hoch, so herrlich und doch so gut. Ach, daß ich nur eine Stunde lang Dich bei mir hätte.

Den 3. Juni.

Mir geht meine Annette nicht aus dem Kopf. Tausende der vornehmsten Fräulein würden sie um Gustav's Liebe beneiden haben. Alles vereint sich in ihm, was einen Mann liebenswürdig macht: männliche Schönheit, stolze Kraft, ungestüme Muth, herrlicher Edelsinn, strenge Sittenreinheit, und die Wahnsinnige, blind für das Alles, läuft einem Abenteuerer nach. Alle haben sie darum verdammt, Gustav war der Einzige, der ein Wort der Vertheidigung für sie hatte. Wo selbst der Vater nichts sah, als unverzeihliche Sünde, als Schande über alles Maas, da sprach er von der unwiderstehlichen Gewalt des angeborenen Genies, das sein Licht nicht unter dem Schffel läßt, sprach von dem künstlerischen Ruhm, den sie erwerben werde, sprach von den ungewöhnlichen Wegen, die das Ungewöhnliche einschlägt, und wendete den Fluch in des sterbenden Vaters Munde zu einem Worte der Veröhnung und des Segens. Ich könnte mit Gustav ziehen bis an's Ende der Welt, so lieb' und ehr' ich ihn. Meine Annette taugt zu keines Mannes Ehefrau. Wie weit das ihre Schuld sei, weiß ich nicht. Für Gustav war's ein Glück, daß ihre Flucht ihn freigab.

(Fortsetzung folgt.)

Rettungswesen zur See.

Ein Aufruf der Redaction des „Daheim“ zur Förderung des deutschen Rettungswesens zur See hat erfreulicher Weise vielfach offenes Herz und offene Hand gefunden, wie wir aus der neuesten Nummer jenes Blattes ersehen.

Die bis jetzt eingegangene Summe von 820 Thalern reicht bereits hin, um die Ausführung des Rettungswerkes zu beginnen. Der Corvetten-Capitän Werner tritt deshalb mit den Grundzügen des Planes, nach dem die Sicherung unserer Küsten erzielt werden soll, an die Öffentlichkeit.

Allein die preussische Ostseeküste hat eine Länge von 111 deutschen Meilen, in deren Nähe eine jährliche Schiffsfahrtsbewegung von mehr als 15,000 Fahrzeugen stattfindet. Im Jahre 1864 kamen 67 Strandungen an dieser Küste vor.

Die Hilfsmittel zur Rettung der Strandenden bestehen aus Rettungsbooten und Raketenapparaten; letztere für den Fall, daß das Boot die Brandung nicht überwinden kann, dazu bestimmt, mit Hilfe einer Rakete ein Tau über das gestrandete Schiff zu werfen und dadurch die Mannschaft in einem daran hin- und hergezogenen Rettungsstuhle an das Land zu schaffen.

Was jetzt zunächst in Angriff genommen werden soll, ist die Errichtung einer ersten vollständigen Bootstation auf L e b a, einer der drei Punkte an der Ostseeküste (Leba, Rügenwalde und Treptow), welche der Schiffsfahrt besonders Gefahr bringen. Ein Rettungsboot kostet circa 1000 Thaler, der Raketenapparat 700—800 Thaler. Man hofft, daß die nöthige Summe durch die der Redaction des „Daheim“ zufließenden Beiträge bald voll werde. Dann soll von weiteren Einläufen einen braven, bewährten friesischen Station ein Raketenapparat angeschafft werden.

Dem Capt. Werner sind auch von anderer Seite günstige Ansichten eröffnet, so daß er noch vor den Herbststürmen die erwähnten Küstenpunkte, und vielleicht noch mehr, sichern zu können hofft. In Stettin hat derselbe außerdem zu diesem Zwecke die Bildung eines Rettungsvereins an der Ostseeküste angeregt, und nach dessen Constatuirung soll mit den drei Vereinen an der Nordseeküste Berathung gepflogen werden, bis zu welchem Grade zur möglichsten Erhöhung der Wirksamkeit der einzelnen Stationen eine gemeinschaftliche Leitung des deutschen Rettungswesens nöthig und statthaft ist.

So ist denn ein hochbedeutungsvolles Werk eingeleitet, das, aus dem Volke hervorgegangen, unter dessen fortwährender Theilnahme gedeihen und wachsen soll. Ein guter Anfang ist gemacht, möge er ein Sporn für weitere opferwillige Theilnahme sein!

Ein Tag aus Abraham Lincoln's Leben.

Es ist nur eine kurze Spanne Zeit, daß der Mordmord das Leben eines Mannes endete, der zu den edelsten und vorzüglichsten Charakteren seines Jahrhunderts gehört. Der Schmerz über diesen großen Verlust ist kein localer, an den Boden Amerikas geketteter, sondern er ist allgemein, über alle civilisirten Länder verbreitet; denn in Abraham Lincoln verehrte man allerwärts den unermüdeten, charakterfesten Kämpfer für den Fortschritt der Civilisation und den Repräsentanten der politischen Ehrenhaftigkeit, wie man sie selten vorfindet. Es ist eine wahrhaft grausame Fügung des Geschicks zu nennen, daß gerade

dieser Mann inmitten seines segensreichen Wirkens von der Hand eines Mordmörders fallen mußte, noch ehe es ihm gelungen, sein begonnenes großes Werk stetiggeführt zu vollenden: an der Schwelle des Tempels des Sieges wehrte ihm der Mordmord den Eingang.

Abraham Lincoln hatte vier Jahre als Präsident der Vereinigten Staaten ein Leben voll der angestrengtesten Arbeit, der aufreibendsten Thätigkeit, der härtesten Kämpfe durchlebt; er hatte nicht, wie so manches bequemer situierte Staatsoberhaupt, sein Leben in genügender Beschaulichkeit zubringen können, — er mußte regieren im vollen Sinne des Wortes und mit dem Aufwand aller seiner geistigen und körperlichen Kräfte.

Wir wollen nachstehend eine kurze Skizze geben, wie der verstorbene Präsident seine Tage zubachte. Wir haben hierzu nur nöthig, einen Tag seines Lebens herauszugreifen, denn bei Lincoln glich ein Tag dem andern: sie waren alle Tage der Sorge, der Mühe und Arbeit.

Lincoln stand ziemlich früh auf; seine Toilette war rasch beendet, denn er legte keinen Werth auf den äußern Schein. Die Stunde, welche zwischen beendeter Toilette und dem Frühstück lag, verwandte er zu Correspondenzen der allerprivatesten Natur; dann öffnete sich die Geheimfächer seines Schreibtisches und er las, was seine vertrautesten Freunde ihm geschrieben, was er selbst für die Zukunft gearbeitet und was er erst im geeigneten Augenblick der Öffentlichkeit übergeben wollte. Das nahm gewöhnlich die eine Hälfte der Stunde ein, die andere war den Antworten gewidmet, in denen er die ganze Fülle seines lebenswürdigen, ehrlichen Charakters zu zeigen pflegte.

Das ist die einzige, wirkliche „Plauderstunde“, die ich habe, pflegte er öfters zu sagen.

Hierauf nahm er sein Frühstück ein, und nachdem dies geschehen, bog er sich auf das Kriegsministerium, um die angekommenen Telegramme von den verschiedenen Theilen des Kriegsschauplatzes zu durchlesen. Ließ ihn diese Beschäftigung noch etwas Zeit, dann benutzte er diese, um einen Augenblick mit Henry, so nannte er General Halleck, in vertrauten Stunden, zu plaudern. Doch kam dies nicht allzuhäufig vor, denn der Süden ließ Lincoln selten die nöthige Zeit dazu.

Von dem Kriegsministerium begab sich der Präsident wieder in das Weiße Haus zurück, woselbst ihn sein Secretär mit den zahlreich eingelaufenen Briefen erwartete.

Lincoln gab alsdann bei den weniger wichtigen Schreiben die nöthigen Notizen zur Beantwortung, indem er sich die Antwort auf die wichtigsten Briefe selbst vorbehielt.

Um 9 Uhr öffnete er sein Zimmer der Außenwelt, oder wie er sich in seiner kernigen Sprache ausdrückte: „He opened shop.“

Zuerst fanden die Senatoren und Mitglieder des Repräsentantenhauses Zutritt; immer eine Person allein. Lincoln hörte ihre Berichte, vertiefte sich mehr oder minder in die Materie, je nachdem die Sache von Bedeutung war oder nicht. War das vorüber, dann hatte er seine „Unterhaltung“ mit den Cabinetsmitgliedern und den Cabinetsbeamten.

So kam die zwölfte Stunde heran. Jetzt machte Lincoln eine Pause in seiner öffentlichen Thätigkeit, um sich dem Frühstück zuzuwenden. Man ließ ihm jedoch nicht viel Zeit dazu.

„Ich muß schnell essen,“ pflegte er lächelnd zu äußern, „denn draußen warten so viel Hungrige.“

Und so war es, denn die Zeit war da, wo Lincoln seine Zimmer dem „Volke“ öffnete. Und wer erschien da?

Stellenjäger, Flüchtlinge, dann wieder Stellenjäger, verwundete Soldaten, Stellenjäger, Frauen, Stellenjäger, und dann immer wieder Stellenjäger und Stellenjäger.

Jegend einen andern Charakter als Lincoln hätte dieser Schmarotzerschwarm zur Verweisung gebracht; bei ihm war es nicht so. Im Gehörtheil, er liebte diesen Troß. Dem Einen erzählte er eine Geschichte, gab ihm aber keine Stelle; dem Andern ertheilte er einen Rath, gab ihm aber auch keine Stelle; wieder einem Andern unterzeichnete er eine Ordre, indem er, gutmüthig lächelnd, beifügte: „Gehen Sie hiermit in das oder das Departement; ich weiß nicht, ob es etwas nützt, denn ich habe nicht viel Einfluß dort.“

War diese „Unterhaltung“ vorüber, dann gab Lincoln einem gewissen Hauscom von dem „Republican“, seiner Lieblingszeitung, Audienz, hörte sich an, was dieser Neues wußte, und theilte ihm im Austausch mit, was er Neues erfahren.

So kam 3 Uhr heran und damit das Heer der Secretäre der verschiedenen Departements und Offices. Jetzt galt es, Ordres in Fülle zu geben; Lincoln mußte von diesem zu jenem Punkt überspringen und das Heterogenste in sich zu vereinigen suchen. Das waren zwei Stunden der aufreibendsten Thätigkeit für ihn.

Um fünf Uhr nahm Lincoln sein Diner ein; aber auch hier aß die Politik und die Sorge um das Wohl der Union mit von seinem Teller, und wenn er sein Mittagmahl geendet, da hatte er zwar Empfang der „Freunde“, da aber ein Vereinigter-Staaten-Präsident meist nur politische Freunde besitzt, so bildete dieser Freundes-Empfang doch nur eine Fortsetzung von dem, mit was das Diner geendet, d. i. eine politische Unterhaltung. Erst der späte Abend brachte dem Präsidenten einige Erholung; er besuchte alsdann die Oper, das Theater zc. Sein „Arbeitstag“ war dann zu Ende.

Und gerade ein solcher Augenblick der Mühe brachte ihm nach des Tages Mühen den unerwarteten Tod durch Mordmord!

